
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 275. Bromberg, den 16. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von K. R. G. Browne.

(16. Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Unangenehme Lage eines Sekretärs.

Am anderen Ende der Terrasse brütete Mr. Cherry finster über unschönen Gedanken. Finster hatte er die kurze Unterhaltung von Anne und Mike beobachtet; dann Mrs. Bytheways herrischen Ruf gehört, gesehen, wie die Gouvernante ins Haus stürzte und endlich den Sekretär durch die Fenstertür in die Bibliothek verschwinden gesehen. Danach drang nur mehr undeutliches Gemurmel zu ihm.

Auf seinem aristokratischen Antlitz spiegelte sich Unentschlossenheit. Er wußte nicht, was geschah, nur er wollte es gerne wissen. Seine Stellung in diesem Haushalt schien ihm ein wenig unsicher zu werden und die Vorsicht riet ihm, ohne Aufschub neue Jagdgründe zu suchen. Nur der Umstand hielt ihn noch zurück, daß er, Georg Cherry, der Sieger in hundert Kämpfen mit Gesetz und Ordnung, es doch nicht auf sich sitzen lassen konnte, daß ihn so ein hergelaufener Pfuscher überlistet hatte; das traf zu tief! Er hatte die Schmuckkassette bereits in seinem Besitz gehabt und dieser Kerl von einem Sekretär hatte sie ihm weggeschnappt — eine Demütigung, wie er sie noch nie erlitten. Der Gedanke, abzutreten und seine wohlverdiente Beute diesem Lümmel mit den glatten gleißnerischen Reden zu überlassen, widerstrebte Mr. Cherry, der die Niederlage nicht gewohnt war, zu sehr. In der Bibliothek begaben sich auch soeben verschiedene Dinge, und ob Mr. Cherry nun dieses gastliche Haus sofort verließ oder racheschmiedend noch verweilte, auf jeden Fall war es sehr wichtig für ihn, die Natur dieser Dinge kennen zu lernen.

Der finstere Ausdruck machte einem heiteren Platz und Mr. Cherry schlenderte, leise vor sich hinpfeifend, die Terrasse entlang, durch das Tor in die Halle, wo er plötzlich die Bibliothektür öffnete und, noch immer pfeifend, eintrat. Das Pfeifen erstarb in gutgespielter Verwirrung.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung", sagte er. „Ich wußte nicht, daß jemand — —"

„Kommen Sie nur herein, Sir Michael", rief Mrs. Bytheway, deren kriegerischer Ausdruck momentan verschwand. „Kommen Sie und schließen Sie die Tür. Ich glaube, ich werde gleich Ihres Beistandes bedürfen. Gott sei Dank ist wenigstens ein Mann im Haus. Ich habe eben entdeckt, Sir Michael, daß dieser Mensch ein Betrüger ist!" Und sie deutete mit wutbebender Hand auf Mike.

Mr. Cherry erschrak leicht und kniff die Augen etwas zu. Er war froh, gekommen zu sein. Da er fühlte, daß er sehr vorsichtig auftreten müsse, bis er mehr von den Tatsachen wußte, bezeigte er sein Erstaunen nur durch Blicke.

„Er hat sich mir gegenüber", fuhr Mrs. Bytheway bitter fort, „für den jungen Mann von Squirl und Mumpeter ausgegeben. Nun entdecke ich, daß er nicht der junge Mann von Squirl und Mumpeter ist." Sie wandte sich wieder an ihren wie gelähmt dasitzenden Gatten. „Ich warte darauf, daß du mir sagst, Herbert, wer er wirklich ist und was das Ganze bedeuten soll. Du sagtest, du habest vergessen, diesen Mr. — —" sie suchte den Namen in dem Brief in ihrer Hand — „Mr. Gooch aufzusuchen?"

Mr. Bytheway wand sich in seinem Stuhl wie der Fisch an der Angel. „Ja, Hermine. Ja. Es — es war mir ganz entfallen. Aber am Heimweg erinnerte ich mich plötzlich — ich wußte, ich hatte in Bedford etwas zu tun — und da nahm ich Mr. James auf."

„So. Und wo hast du ihn gefunden?"

Hier versuchte Mike, dem es wirklich nicht paßte, daß so über seinen Kopf hinweg über ihn verhandelt wurde, sich in das Kreuzverhör einzumengen.

„Entschuldigen Sie — —"

Mrs. Bytheway entschuldigte nichts. Ihr kaltes Auge durchbohrte ihn bis in das Rückenmark.

„Mit Ihnen werde ich später reden! — Herbert, wo hast du diesen Menschen gefunden?"

„In einem Wirtshaus", sagte Mr. Bytheway schwach.

„Einem Wirtshaus? Was für einem Wirtshaus?"

„Es hieß — ach Gott, der Name ist mir entfallen — das — das Dingsda — es war nicht weit von Heacham, glaube ich — aber —"

„Du hast also diesen Menschen in einem gewöhnlichen Schankzimmer getroffen?"

„O nein — nicht im Schankzimmer — dort bin ich ja gar nicht hineingegangen, weil ich nicht durstig war. Nein. Im Hof. Er schien eine Art Stallknecht oder so etwas zu sein. — Aber er kann dir das wirklich selbst besser erzählen, Hermine, wenn du es wissen — —"

Ein seltsam zischendes Geräusch entfloh Mrs. Bytheways Lippen. Sie richtete sich auf und schaute vernichtend auf das Häufchen Unglück vor ihr. Ihr Temperament, das sich nie durch große Sanftmut auszeichnete, erhob sich in schwerer Gereiztheit. In diesem Augenblick vergaß sie die Gegenwart des geehrten Gastes; vergaß — wenn sie es je gewußt hatte —, daß in den allerbesten Kreisen eheliche Zwistigkeiten gewöhnlich nicht "coram publico" ausgetragen werden. Die Entdeckung der Hinterhältigkeit ihres Gatten hatte sie in ihrem empfindlichsten Punkt getroffen — in ihrer Würde, die, wie alle Neugeborenen, überaus zart und für Verletzungen empfindlich war.

„„Ein Stallknecht!" wiederholte sie langsam, wie wenn sie sagen wollte: Ein Warzenschwein! „Einen Stallknecht hast du als Sekretär in mein Haus gebracht? Einen Stallknecht!" Sie erstickte beinahe. Mr. Bytheway machte beschwichtigende kleine Gebärden.

„Ach weißt du, meine Liebe, du wolltest doch absolut, daß ich einen Sekretär habe und ich dachte — ich brauche ja eigentlich keinen, weißt du, obwohl natürlich — und dann bleiben sie doch nie lange, nicht? Also dachte ich, Mr. James würde es gerade so tun wie ein anderer — —"

„Ein Stallknecht!"

„Aber," sagte Mr. Bytheway entschuldigend, „er ist wirklich ein höherer Stallknecht. Überhaupt etwas Besseres."

Mrs. Bytheway wandte sich langsam, schwerfällig, unentrinnbar Mike zu. Ihr Auge war nicht mehr kalt, aber noch viel hervorstehender und maß ihn von Kopf bis zu den Füßen.

„Und was", fragte sie fürchterlich, „haben Sie zu sagen?"

„Eine Menge. Erstens — —"

„Antworten Sie nicht!" herrschte ihm Mrs. Bytheway unlogischerweise entgegen. „Sie haben sich hier unter falschem Vorwand eingeschlichen und das werden Sie büßen!"

Die Geduld von Sir Michael Fairlie, sechstem Baron in der Ahnenfolge, war auch nicht besonders haltbarer Qualität und begann schon recht fadenscheinig zu werden. Obwohl Mike nichts weniger als ein Snob war, so war er doch nicht gewohnt, wie ein beurlaubter Zuchthäusler, den

man beim betrügerischen Würfeln ertappt hat, behandelt zu werden und es ärgerte ihn. Ärgerte ihn so, daß er tatsächlich beinahe zersprang. Er sprach kurz und scharf.

„Falscher — Vorwand — einen Schmarren! Mr. Bytheway bot mir die Stelle an und ich nahm sie. Das ist alles!"

„Das ist nicht alles", sagte Mrs. Bytheway. „Sie — ein Stallknecht — haben sich uns aufgedrängt und für einen Sekretär ausgegeben!"

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich kein Stallknecht bin!"

„Also was sind Sie?"

Auf diese Frage fand Mike nicht gleich eine Antwort. Wenn man es recht betrachtete, was war er? Augenblicklich fiel ihm keine richtig passende Beschreibung seiner selbst ein und während er noch überlegte, ertönte die vornehm sprechende Stimme Mr. Cherrys.

Der letztere hatte diesem packenden kleinen Drama mit tiefem Interesse gelauscht und sich daran geweidet. Ihm war es wunderschön offenbar, daß der Sekretär nun so drinnen saß, daß nur ein Wunder ihn erretten konnte. Dieser Pfuscher, dieser Stallknecht, der aus einem Landwirtshaus herkam, glaubte, dem erfahrenen Weltmann George Cherry über zu sein! Nun würde er, wie schon Bessere vor ihm, die Vergeblichkeit solchen Strebens erkennen.

Der Giftstachel war ihm gezogen, er konnte jetzt sagen und beschuldigen, was und wen er wollte, niemand würde ihn anhören. Es schien Mr. Cherry an der Zeit, mit dem armen Schlucker ein Ende zu machen.

„A propos," bemerkte er sanft, „hat sich die Schmuckkassette schon gefunden?"

Mrs. Bytheway fuhr herum. Die letzten Ereignisse hatten die Schmuckkassette fast aus ihren Gedanken verdrängt.

„Nein", sagte sie bitter. „Es wird noch gesucht, und wenn sie nicht gefunden wird, lasse ich die Polizei holen. Die lasse ich übrigens auf jeden Fall holen!" fügte sie, Mike ansehend, bissig hinzu.

„Ah!" sagte Mr. Cherry leise.

Nun kann diese einfache Silbe sehr verschiedene Bedeutungen haben, und die Bedeutung, die Mr. Cherry ihr verlieh, verursachte Mrs. Bytheway, ihm einen raschen Blick zuzuwerfen. Sein Auge hielt das ihre ein paar Sekunden lang fest, dann glitt es zur Seite und heftete sich auf Mike.

„Ah!" sagte Mr. Cherry ganz leise.

Eine kleine erschrockene Pause folgte.

„Oh!" sagte Mrs. Bytheway. Einen Augenblick zögerte sie noch; dann durchschritt sie mit elefantenmäßiger Eile das Zimmer und drückte auf die Klingel. „Nun," sagte sie grimmig, „werden wir sehen!"

Mike starrte Mr. Cherry an, als sei er ein widerliches Reptil. Da er viel scharfsinniger war als Mrs. Bytheway, war ihm die Bedeutung jenes „Ah!" nicht entgangen und die Frechheit dieses Gauners, der seine Stelle einnahm, machte ihn zuerst sprachlos. Er tat einen langen Schritt vorwärts und funkelte Mr. Cherry wild an.

„Geben Sie acht, Sie alter Gauner!" sagte er. „Geben Sie sehr, sehr acht, sonst wird Ihnen etwas Unangenehmes passieren. Etwas sehr Unangenehmes!"

Mr. Cherry hob die Augenbrauen höflich erstaunt.

„Ich wüßte nicht — —"

Ein Pochen an der Türe unterbrach ihn. Die Türe öffnete sich und es erschien die erzbischöfliche Gestalt des Dieners in ihrer stattlichen unbeweglichen Haltung.

„Gnädige Frau haben geklingelt?"

„Stooply," sagte Mrs. Bytheway kurz, „durchsuchen Sie das Zimmer von Mr. James!"

Mike stieß einen durchdringenden Wutschrei aus und wandte sich um.

„Verflucht —!" begann er hitzig.

„Sehr wohl, gnädige Frau," sagte die unbewegte Stimme. „Wonach, gnädige Frau?"

Mehrere Personen sprachen gleichzeitig.

„O, Hermine — ist das nicht ein wenig — —"

„Hören Sie — —"

„Nach was immer Sie finden, Stooply! Wenn Sie etwas finden, bringen Sie es mir!"

„Sehr wohl, gnädige Frau." Die Türe schloß sich.

Mike schaute Mrs. Bytheway an und bezwang sich mit übermenschlicher Anstrengung, nicht so mit ihr zu sprechen, wie sie es verdiente.

„Was meinen Sie eigentlich mit diesem Vorgehen?" fragte er.

Das hervorstehende Auge triumphierte über ihn.

„Wenn ein Stallknecht", erwiderte Mrs. Bytheway, das verabscheute Wort betonend, „sich unter falschem Vorwand in mein Haus drängt und dann mein ganzer Schmuck verschwindet, bin ich berechtigt, Schritte zu unternehmen!"

Mike öffnete schon den Mund, um hitzig zu erwidern, überlegte es sich aber und schwieg. Seine Gedanken flogen. Nachdem es nun an den Tag gekommen war, daß er kein Sekretär sei, gab es offenbar nichts für ihn, als ein volles offenes Geständnis. Er fühlte den leidenschaftlichen Wunsch, sich Mr. Cherry zu langen und ihn gründlich zu bearbeiten; je eher also diese Idiotin von einer Frau von der Schurkerei seines Stellvertreters überzeugt wurde, desto früher kam er in Mikes Hände. Was Anne betraf — nun, mit der mußte er sich später auseinandersetzen.

„Wenn Sie wissen wollen, wo Ihr Schmuck ist — —" sagte er.

Drei Paar Augen hefteten sich auf ihn.

„Fragen Sie ihn", sagte er, auf Mr. Cherry deutend.

Dieser Rat wurde mit vollständigem Schweigen aufgenommen. Mrs. Bytheway blickte auf Mr. Cherry und zurück zu Mike. Mr. Bytheways Unterkiefer fiel ein wenig herab. Und Mr. Cherry hob die Augenbrauen und lächelte dazu in aufreizender Weise.

„Dieser liebenswürdige Gauner," sagte Mike, „ist nicht Sir Michael Fairlie. War es nie. Wird es nie sein."

Wenn er erwartet hatte, daß diese Mitteilung Sensation erregen würde, wurde er enttäuscht.

„Wirklich?" sagte Mrs. Bytheway mit fürchterlichem Sarkasmus.

„Und wieso wissen Sie das?"

Mike machte eine dramatische Pause

„Weil", sagte er, „ich es bin."

Der hauptsächlichste Nachteil von Bomben ist, daß, wenn sie nicht explodieren, sie gar keinen Effekt machen. Diese hatte so wenig Effekt, als sei sie nie geschleudert worden; weniger als ein feuchter Feuerwerkskörper, der in einen Eimer Wasser fällt. Mrs. Bytheway schaute Mr. Cherry verwirrt an; Mr. Cherry schüttelte mit einem Lächeln der Verständnislosigkeit den Kopf und Mr. Bytheways Unterkiefer fiel noch tiefer.

„Weil Sie was sind?" fragte Mrs. Bytheway nicht recht verstehend.

„Sir Michael Fairlie", erwiderte Mike, etwas gedrückt durch die Aufnahme seiner Erklärung.

Das Schweigen wurde durch ein Lachen Mr. Cherrys unterbrochen — ein nachsichtiges, vornehm klingendes Lachen.

„Also das", sagte Mr. Cherry, „ist wirklich gut. Sehr gut. Sie sind also Sir Michael Fairlie?"

„Das bin ich."

„Schön. Und was bin dann ich?"

„Das weiß ich nicht, aber darauf werde ich bald kommen. Scotland Yard würde mir vermutlich dabei helfen können."

Mr. Cherry schüttelte den Kopf wie zu den harmlosen Phantasien eines unheilbar Schwachsinnigen, schaute Mrs. Bytheway an und lächelte. Man hatte das Gefühl, daß er an seine Stirn getippt hätte, wenn er nicht so ein vollendeter Gentleman wäre.

„Nun," sagte Mrs. Bytheway, „auf mein Wort, so eine Frech — —"

„Ich bin Sir Michael Fairlie", wiederholte Mike beharrlich. „Sie werden es früher oder später glauben müssen, also ist es besser, Sie glauben mir gleich. Dieser sogenannte Gentleman hier hat meinen Handkoffer gestohlen, als dieser von meinem Auto herabfiel. Der Brief, den Sie sahen, war mein Brief."

„Ausgezeichnet!" murmelte Mr. Cherry. „Sehr sinnreich ausgedacht! Aber es stimmt nicht ganz damit überein, daß Sie ein Stallknecht waren, wie?"

Mit großer Willenskraft brachte es Mike über sich, ihn gänzlich zu ignorieren und wandte sich ausschließlich an Mrs. Bytheway.

„Ich war nie ein Stallknecht. Ich war damals nur zufällig im Hof. Mr. Bytheway bot mir diese Stelle und ich nahm sie an."

„Ganz richtig", bemerkte Mr. Cherry, wie jemand, der einem eigenwilligen, aber belustigenden Kinde nachgibt. „Aber, wenn Sie Sir Michael sind, warum haben Sie sie angenommen?"

„Aha!" sagte Mrs. Bytheway und nickte beifällig zu diesem scharfsinnigen Einwand. „Beantworten Sie das!"

„Weil — —" begann Mike und hielt inne, weil es ihm klar wurde, daß er nicht antworten konnte ohne Anne hineinzuziehen, wofür ihm diese junge Dame wahrscheinlich wenig Dank wissen würde.

„Sehr gut", sagte Mr. Cherry mild. „Sehr gut. A propos, wenn Sie Sir Michael sind, können Sie es natürlich beweisen? Briefe oder ein Muttermal oder sonst etwas? Sie entschuldigen unsere angeborene Zweifelsucht, nicht wahr?"

Dies war ein zweiter kluger Hieb, denn, wie Mike sich nach kurzem Nachdenken sagen mußte, hatte er kein Mittel bei der Hand, um augenblicklich seine Identität zu beweisen. Er hatte keine Briefe, da er noch keine Bekannten in England besaß; auch andere Dokumente hatte er noch nicht Zeit

gehabt zu sammeln, und seine Fahrlizenz steckte in seinem Auto. Er war gänzlich unidentifizierbar.

„Hm — ah — —" stotterte er.

„Ach Gott!" sagte Mr. Cherry bedauernd.

Alles hat seine Grenzen und Mike war mehr gereizt worden, als ein Mensch ertragen kann. Er wandte sich blitzschnell zu Mr. Cherry.

„Vor kurzem", sagte er, „haben Sie mir gestanden, daß Sie ein Schwindler sind. Das haben Sie wohl vergessen?"

„Vollständig", erwiderte der Schwindler ruhig. „Und wenn ich es gestand, warum teilten Sie es Mrs. Bytheway nicht mit? Nein, nein, mein Freund, die Geschichte ist wirklich nicht waschecht. Eine ganz sinnreiche Idee, aber Sie können doch nicht wirklich erwarten, damit durchzudringen. Aber vielen Dank für die Unterhaltung und mehr Glück für nächstes Mal!" Er lächelte beinahe mitleidig über den armen Fisch dessen letzter Versuch, sich von der Angel loszureißen, ihm als die schwächlichste Erfindung, die ihm seit Jahren vorgekommen, erschien. Ein Tölpel, der sich keine bessere Geschichte ausdenken konnte, verdiente alles, was ihm bevorstand, reichlich, dachte Mr. Cherry seelenvergnügt.

„Meiner Seele!" sagte Mrs. Bytheway. „Noch nie ist mir solche Fre — — Herein!"

Langsam öffnete sich die Türe. Langsam, würdevoll, unerschütterlich schob sich die erzbischöfliche Erscheinung Stooplys ins Zimmer. Er hielt ein silbernes Präsentierbrett auf der Höhe der Brust, als bringe er einer ungnädigen Gottheit ein Opfer dar, und auf demselben lag ein kleines Bündel, in ein reines weißes Linnen geschlagen. Hinter ihm, durch seine umfangreichee Gestalt zum größten Teil verborgen, lugte Miß Kent mit einem ganz entsetzten Gesicht hervor.

„Nun, Stooply?" sagte Mrs. Bytheway scharf.

Langsam, würdevoll, unerschütterlich trat Stooply bis zur genauen Mitte des Teppichs vor und blieb dort stehen in dem vollen Bewußtsein, daß er ein wichtiger Sendbote des Schicksals sei. Feierlich hielt er das Präsentierbrett der Dame des Hauses entgegen. Ernste Worte entströmten seinem Munde.

„Ihren Anordnungen gemäß, gnädige Frau, durchsuchte ich Mr. James' Zimmer. In der oberen Schublade seiner Kommode fand ich diese Gegenstände in einen Socken gewickelt."

Mrs. Bytheway riß das verhüllende Taschentuch weg. Worauf die ganze Gesellschaft gleichzeitig einen schweren, hörbaren Atemzug tat. Auf dem Präsentierbrett lagen zwei Ringe, ein kleines Perlenhalsband und die italienische Brosche aus dem achtzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Lumpen und ein Kind.

Eine Weihnachtsgeschichte von Georg Eschenbach.

Drei Männer saßen am Heiligen Abend um den glühenden Kanonenofen des Obdachlosenraumes. Drei Lumpen starrten ins Feuer.

Dem einen lief eine breite Narbe über die linke Wange und verzerrte den Mund zu abstoßender Fratze. Die dunklen Augen lagen lauernd unter buschigen Brauen, und die struppigen Haare fielen wirr in die Stirn. Hans Wimmer war ein Lump, ein richtiger Lump, vor dem sich jeder gesittete Bürger fürchten mußte.

Der Zweite trug die letzten fadenscheinigen Reste einstiger Eleganz auf dem dürren Körper. Unterschlagungen hatte er begangen, Geld gestohlen um eines Mädchens willen, und dem entlassenen Strafgefangenen verschloß der Vater die Tür. So war auch Kurt Waldenburg zum Lumpen geworden, zum leichtsinnigen Zyniker unter den Rittern der Landstraße.

Der Dritte war ein alter Mann im weißen Bart, und das Leid vergangener Jahre verdüsterte die welken Züge. Er war im Laufe der langen Wanderzeit zum Trottel geworden, der alte Sinziger.

Da hob Kurt Waldenburg, der Jüngste unter den Dreien, den Kopf mit höhnischem Lachen: „Drei Lumpen sitzen am Heiligen Abend zusammen, und ein warmer Ofen ist das einzige, was ihnen die liebe Mitwelt zu schenken weiß. Kann keiner von euch eine Geschichte erzählen, eine weiche, rührende Geschichte, wie sie die Spießbürger heute abend lieben und worüber ihre Weiber flennen?"

Der Sinziger greinte: „Ich weiß nichts. Der Ofen ist heiß, unser Fell ist trocken, was willst du noch mehr?"

Doch der mit der Narbe öffnete langsam den entstellten Mund: „Hast recht, Waldenburg. Was die Spießer sich heute erlauben, warum sollen wir Lumpen es uns nicht auch gönnen! Da stehen sie unter dem Tannenbaum und hören ihre Frohe Botschaft. Wir sitzen hier, drei Ausgestoßene, und ich will euch mein Evangelium erzählen, das Evangelium des Hasses.

Ja, ich hasse sie, die Satten, die Selbstgefälligen, die entsetzt ihre Tür zuwerfen vor mir, dem Lumpen; und doch war ich einst ein Mensch wie sie.

Ich liebte. Ich liebte so heiß, wie ich jetzt die Liebe zu allen verachte. Ich liebte ein Mädchen. Es verriet mich... Ich wollte sie am Weihnachtsabend zu meinen Eltern führen und ihnen sagen: „Hier ist eure Tochter. Liebt sie, denn ich liebe sie mehr als alles auf der Welt."

Ich ging, sie zu holen. Ein Wagen hielt vor ihrem Haus, und ich wunderte mich, daß in der Wohnung ihrer Eltern der Tannenbaum schon brannte. Das Dienstmädchen ließ mich ein, denn ich war ja ein Freund des Hauses, und ich trat ohne Anmeldung in das Zimmer. Da saß sie am festlich geschmückten Tisch den strahlenden Eltern gegenüber. Ein Mann — ich kannte ihn, er war reicher als ich — liebkoste ihre Hand, und der Weihnachtsbaum brannte über dem Verrat.

Da stand sie auf und trat mir entgegen. Sie sagte mit nur geringer Verlegenheit: „Ich muß dich enttäuschen, Hans. Ich glaubte, dich zu lieben, doch als ich heute nach langer Trennung Fritz Künzler zum ersten Mal wieder sah und er mich um meine Hand bat, da wußte ich, daß die Liebe zu ihm doch die stärkere war. Tröste dich, armer Hans."

Ich starrte sie an. Ich sah blitzende Ringe an ihren Fingern, ein Perlenband um ihren Hals; ich sah ein höhnisches Lächeln auf den Lippen des andern, und ich schrie: „Sein Geld liebst du, um seines Geldes willen hast du mich verraten!"

Sie wich zurück. Ich hob die Fäuste in sinnloser Wut. Da sprang der andere auf und hieb mir ein Messer ins Gesicht. Ich erwürgte ihn . . . Und über dem allen brannte strahlend und friedlich der Weihnachtsbaum. —

Im Gefängnis wollten sie mich zwingen, mit den anderen Verbrechern unter dem Tannenbaum zu sitzen. Sie glaubten, uns Gefangenen eine Stunde der Freude bescheren zu müssen, und verstanden nicht meine Qual. Ich riß den Baum nieder, und sie bestraften mich von neuem.

Mir blieb auch nach der Entlassung das Vaterhaus verschlossen. Ich fand keine Arbeit, denn ich war ja ein Mörder. Ein Gezeichneter. „Seht doch das Verbrechergesicht mit dem aufgeschlitzten Maul!" Alle Türen blieben mir verschlossen. Ich fand keine Hand, die mir helfen wollte. Ich sah nur drohende Fäuste oder spitze Finger, die mir ein Geldstück zuwarfen, um den Lumpen los zu werden. Sie jagten mich mit Hunden, sie hetzten den Landjäger hinter mir her, und dreimal setzten sie mich fest, weil sie glaubten, ich hätte einen Mord begangen. —

Ich hasse die Menschen, denn keiner reicht mir die Hand, mich aus dem Schmutz zu ziehen, in dem versinke. Ich hasse den Weihnachtsabend, an dem mein Unglück begann. — Freut dich mein Evangelium, Waldenburg?"

Der Junge lachte kurz: „Freuen? Ich weiß es nicht recht, Bruder Stromer. Doch was sorgst du dich um verschlossene Türen? Lustig ist's Zigeunerleben und du bist zu schade für die Welt der Spießer." Die Stimme war heiser.

Drei Lumpen starrten ins Feuer . . .

Die Tür ging auf, und ein Mädchen von drei, vier Jahren trat ein: „Guten Abend, lieber Mann. Frohe Weihnachten, lieber Mann. Guten Abend." Drei Lumpen hintereinander fühlten ein warmes, weiches Kinderhändchen in ihren schmutzigen Fäusten, und ein Päckchen lag auf ihren Knien. Der alte Sinziger öffnete seines zuerst mit zitternden Händen: eine Pfeife, Tabak, Strümpfe, Handschuhe und obenauf ein Tannenreis. Da stopfte sich der Alte rasch den Mutz und paffte zufrieden den Rauch zur Decke. Ein warmer Ofen, eine brennende Pfeife, was wollte ein alter Trottel noch mehr? Der Junge stand still in einem Winkel, und ein Lächeln echter Freude huschte über die schmalen Lippen des Zynikers.

Doch der mit der Narbe saß regungslos. Das Päckchen lag ungeöffnet auf seinem Schoß. Er hielt behutsam die kleine Kinderhand in seinen großen Fäusten, die einen Menschen erwürgt hatten, und seine Augen starrten das Kind ungläubig an: „Eine Hand für mich?" Er umklammerte das Kinderhändchen fest und dankbar.

„Lieber Mann, sieh, jetzt bekommst du noch einen Weihnachtsbaum!" Der Lump sprang hoch. Da standen die Eltern des Kindes im Schatten neben der Tür, und der Vater hielt einen Weihnachtsbaum im Arm. Er stellte ihn auf den Tisch und zündete die Kerzen an: „Ich dachte, es würde Sie freuen."

Hans Wimmer starrte haßerfüllt den Tannenbaum an. Der Vater des kleinen Mädchens hielt zögernd inne: „Sollten wir stören . . ." — „Weg mit dem Baum!" wollte der Lump mit der glühend roten Narbe schreien. „Fort mit dem Baum, der mein Unglück sah!" Doch die weichen Kinderhände zogen den großen Mann zu sich herunter. Der

Lump mit der Narbe, der Prediger des Hasses, sank still auf seinen Stuhl zurück.

Der Weihnachtsbaum brannte, und die Tür fiel leise hinter den Eltern und ihrem Kinde ins Schloß. „Kommen Sie nach Weihnachten zu mir, ich kann Ihnen Arbeit verschaffen", hatte der Vater zum Abschied gesagt.

Drei Menschen starrten in die Lichter . . .

„Mein Evangelium war falsch, Waldenburg!" sagte der mit der Narbe, und den großen harten Mann erschütterte befreiendes Weinen.

Lache Bajazzo!

Allerlei Heiteres aus dem Reiche der Musen.

Von K. v. Bondy.

Der ausgepfiffene Molière.

Die Celimene in Molières „Menschenfeind" gehörte seit Menschengedenken zu den Glanzrollen der großen Diva. In wörtlichstem Sinne seit „Menschengedenken", denn die Primadonna wollte (gleich ihrer dereinst berühmten Kollegin Sarah Bernhard) nicht altern. Sie spielte diese Rolle einer jugendlichen Heldin bereits seit mindestens dreißig Jahren und war nicht dazu zu bewegen, ihren Rollenkreis endlich mit dem der „komischen Alten" zu vertauschen. Die Künstlerin (sie hatte das gefährliche Alter, wie gesagt, schon längst hinter sich!) wurde eines Tages eingeladen, im Stadttheater eines kleineren Ortes — sagen wir: Perpignan — ein Gastspiel zu geben. Sie wählte wieder einmal die Celimene. Der Direktor kam in Verlegenheit und riet dringend ab. Die Diva war empört: „Warum sollte ich gerade dem Publikum von Perpignan nicht als Celimene gefallen? Ich spiele ja diese Rolle schon so lange!" Der Direktor gab nach. Das Theater war ausverkauft. Die alte Dame betrat die Bühne als zwanzigjähriges Mädchen „maskiert". Das Publikum schien nicht gerade entzückt. Im Gegenteil: einige Leute begannen zu zischen. Andere machten unschöne Bemerkungen: „Warum spielen Sie denn nicht lieber die — Großmutter der Celimene?!" Und nach dem ersten Akt unterbrach ein wüstes Pfeifkonzert die Festvorstellung; die enttäuschten Bürger pfiffen aus Leibeskräften. Die Künstlerin stand leichenblaß hinter den Kulissen; das hatte sie noch nie erlebt. Der Direktor stand neben ihr und wollte sie gern trösten. Wie schlecht kannte er aber die Psyche einer Schauspielerin! Kaum stammelte er einige Worte, da lachte die Diva hell auf: „Sie, Direktor, leicht werden Sie's wohl in diesem Nest nicht haben. Solche Stümper wie diese Theaterbesucher sind mir noch nie im Leben vorgekommen. Diese Idioten pfeifen ja den — armen alten Molière aus!"

Exzellenz als Förderer der Literatur.

In Ungarn verstarb ein junger und angeblich überaus begabter Dramatiker an Lungentuberkulose und (böse Zungen behaupteten es wenigstens) an Unterernährung. Eine Abordnung der Kollegen ging zu dem Kultusminister und bat den staatlichen Schutzpatron der Musen, den Verblichenen auf Staatskosten beerdigen zu lassen, der Ärmste hinterließ nämlich keinen roten Pfennig. Exzellenz ließ sich erweichen und bewilligte fünfhundert Pengö. „Wie soll ich den Betrag verbuchen, Exzellenz", erkundigte sich diensteifrig sein Sekretär. Exzellenz überlegte einen Augenblick und sagte dann im Brustton der Überzeugung: „Schreiben Sie: Unterstützung junger Talente!"

Pirandellos Maßregelung in Spanien.

Als Pirandello vor kurzem Spanien mit seiner Truppe bereiste, führten die Italiener in Madrid auch des Meisters neuestes Lustspiel auf, das den Untertitel trug: „Ein Spiel in zwei oder drei Akten." Dieser nicht alltägliche Vermerk fiel nun dem mit der Beaufsichtigung der Theater betrauten Polizeiobersten auf; er fand ihn verdächtig. Der Polizeigewaltige ließ also Pirandello kommen und verlangte Aufklärung über diese Angelegenheit: „Diese zweideutige Unterüberschrift, Don Pirandello, ist nicht zulässig. Wer weiß, was dahinter steckt!"

„Nichts von Bedeutung", erwiderte der erstaunte Dichter. „Ich versichere . . ."

„Ich will's Ihnen ja gern glauben, daß Sie keine staatsfeindlichen Absichten verfolgen; doch muß ich Sie dringend bitten, diese geheimnisvolle Bezeichnung „ein Spiel in zwei oder drei Akten" vom Spielzettel zu streichen. Ich verstehe gar nicht, was Sie damit eigentlich meinen."

„Dafür kann ich nichts", antwortete Pirandello gekränkt „ich bin eben — Humorist."

„Das können Sie ruhig auf dem Programm vermerken", sprach der Oberst. „Ihr Stück muß aber entweder in zwei oder in drei Akten aufgeführt werden, denn bei uns in Spanien herrscht Ordnung auch im Theater!"

Ein Mann, ein Wort.

Zu dem Dichter François Coppée (1842—1908), dem Mitglied der Akademie, kam eines Tages die Gattin eines überaus eitlen Schriftstellers und bat den Meister, die Aufnahme ihres Mannes in die Akademie zu befürworten: „Mein Mann möchte ja so furchtbar gern den grünen Frack tragen, Herr Coppée, verhelfen Sie ihm doch dazu. Sollte er wieder abgelehnt werden, würde er es bestimmt nicht überleben!"

Coppée war ein weichherziger Mann, versprach der Frau sein Möglichstes und stimmte bei der nächsten Wahl in der Tat für den eitlen Kollegen. Trotzdem war diesem die Erfüllung seines Herzenswunsches nicht vergönnt. Natürlich hat der Ehrgeizige die Niederlage überlebt. Nach einiger Zeit traf dann Coppée die Frau in einer Gesellschaft, und sie machte ihm heftige Vorwürfe wegen seines Wortbruches. Da riß aber Coppée die Geduld, und er wies Madame energisch zurecht: „Ich habe mein Wort gehalten, meine Liebe, nun liegt es aber an Ihrem Gatten, sein Versprechen einzulösen. Ein Mann, ein Wort; er sollte schleunigst das Zeitliche segnen!"

Bunte Chronik

* **Sprachkenntnis schützt vor Strafe.** In allen Kulturstaaten ist es dasselbe Lied: Die Gesetzgeber quälen sich durch manche Parlamentssitzung hindurch, bis endlich das jüngste Kind ihrer Weisheit geboren ist, und wenn sie dann das neue Gesetz in den Verordnungsblättern lesen, kennen sie es nicht wieder und verstehen es oft selbst nicht. Dafür sind eben die Juristen da, daß sie die unverständlichsten Gedankenverschlingungen auslegen, und den Laien geht die Sache gar nichts an. Dieser Ansicht waren bisher wohl auch die französischen Richter, die Übeltäter auf Grund des Paragraphen 78 des Gesetzes vom 11. November 1917 wegen Auf- und Abspringens während der Fahrt bestraften, bis sie kürzlich durch eine ganz gewöhnliche Französin aus dem Mittelstand eines Besseren belehrt wurden. Madame Breuzin aus Mezières-sur-Seine stand wegen des genannten Vergehens vor dem Richter in Mantes und sollte, da sie nicht im geringsten leugnete, zur üblichen Geldstrafe verurteilt werden. Doch Madame war anderer Meinung als der Vorsitzende: „Entschuldigen Sie einmal, Herr Richter, auf Grund welches Paragraphen wollen Sie mich denn verurteilen?" Der Richter staunte ob solcher Unverfrorenheit, doch dann bequemte er sich dazu, den betreffenden Paragraphen zu verlesen: „Verboten ist das Besteigen oder Verlassen des Zuges anders als auf den dazu bestimmten Bahnhöfen oder Haltestellen und wenn der Zug vollständig zum Stillstand gekommen ist. — Nun, Frau Breuzin, sagt dieser Paragraph nicht klar und deutlich, daß Sie einen Zug nur dann besteigen dürfen, wenn er vollständig zum Stillstand gekommen ist?" Die Angeklagte lächelte: „Bitte, lesen Sie diesen Paragraphen als unvoreingenommener vernunftbegabter Mensch und nicht als Jurist. Sie werden dann zugeben müssen, daß er genau das Gegenteil von dem besagt, was er sagen will: Verboten ist das Besteigen oder Verlassen, wenn der Zug vollständig zum Stillstand gekommen ist. Also bleibt einem gesitteten Staatsbürger nichts anderes übrig, als während der Fahrt auf- und abzuspringen." Der Richter stutzte, las den Paragraphen nochmals und schüttelte den Kopf. Dann verkündete er unter allgemeiner Heiterkeit das Urteil: Die Angeklagte wird freigesprochen, da das ihr vorgeworfene Aufspringen auf einen fahrenden Zug keine Verletzung des in Frage kommenden Paragraphen 78 des Gesetzes vom 11. November 1917 darstellt." — Was wird nun aber aus den Hunderten von Leuten, die schon auf Grund dieses famosen Paragraphen verurteilt wurden?

Lustige Rundschau

* **Sie wissen sich zu helfen.** „Aber warum ist denn das Kinderbettchen so hoch, Frau Rabmut?" — „Damit wir gleich hören, wenn der Kleine nachts 'rausfällt; mein Mann und ich haben nämlich einen so festen Schlaf!"

*

* **Neureichs.** Optiker: „Hier habe ich ein sehr gutes Quecksilberthermometer!" — Frau Neureich: „Haben Sie keins mit Queckgold?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.